

Als Kriegsfotograf im Irak

Als die USA im Irak einmarschieren, macht das Christoph Bangert zornig. Er riskiert sein Leben, um zu zeigen, was Krieg für die Menschen bedeutet

Protokoll: Oskar Piegsa

Das Flugzeug steuert rasant auf Bagdad zu. Tiefer, immer tiefer, in engen Kreisen, wie ein Korkenzieher. Krachend setzt es auf der Landebahn auf. Geschafft: Wir sind sicher gelandet im Kriegsgebiet. Die Panzerfäuste und Maschinengewehre, mit denen Flugzeuge hier oft beschossen werden, konnten uns nichts anhaben. Es ist März 2003. Ich bin 26 Jahre alt. Das hier ist mein erster richtiger Auftrag als Fotograf: Ich bin für die *New York Times* im Irak.

Für mich ist das wie ein Sechser im Lotto, eine riesige Chance. Nach meinem Fotografiestudium habe ich jahrelang Klinken geputzt, bis es so weit war. Alle großen Medien haben mir abgesagt. Kein Wunder, sie haben ihre Stammfotografen, erfahrene Leute. Dann ging ausgerechnet eine Bildredakteurin der *New York Times* das Risiko ein und hat mich losgeschickt. Wenn ich schlechte Fotos mache oder etwas Unüberlegtes tue und dabei verletzt werde, muss sie das verantworten. Sie setzt ihre Karriere aufs Spiel. Und ich springe ins kalte Wasser. Im Studium habe ich viel gelernt: Technik, Bildaufbau, so was. Aber ob ich der emotionalen und körperlichen Belastung dieser Arbeit wirklich gewachsen bin, weiß ich nicht. Kriegsfotografie ist Learning by Doing.

Als ich in Bagdad lande, haben viele ausländische Reporter das Land bereits verlassen. Die BBC ist noch da, CNN, die *Washington Post*. Andere Deutsche kommen höchstens für ein paar Tage und reisen dann wieder ab. Die Arbeit ist gefährlich und ein eigenes Korrespondentenbüro vielen Medien zu teuer. In den Regionen, in denen ich bisher auf eigene Faust fotografiert habe, im Gazastreifen etwa und in Darfur, wurden Journalisten nicht gezielt angegriffen. Das ist im Irak anders. Al-Kaida hat ein Kopfgeld auf Ausländer ausgesetzt. Wenn man hier entführt wird, ist das ein Todesurteil. Ich habe Videos von Journalisten gesehen, die vor laufender Kamera geköpft wurden.

Ich bin nervös. Aber ich habe mir alles gut überlegt. Ein Teil meiner Motivation ist die Wut in meinem Bauch. Ich war gegen die amerikanische Invasion im Irak und will ihre Folgen dokumentieren. Vor der Abreise habe ich mich genau informiert, wie meine Kollegen hier arbeiten, die anderen Fotografen und die Schreiber. Das hat mir Mut



»Fast jeden Morgen gibt es Anschläge. Oft sind da schon Soldaten, die uns nicht durchlassen und in die Luft schießen«

gemacht, denn mir wurde klar: Die sind nicht leichtfertig. Die *New York Times* hat ein Haus gemietet, gepanzerte Limousinen und einen Sicherheitsdienst. Normalerweise versuche ich mich von bewaffneten Typen fernzuhalten. Doch unsere unauffälligen irakischen Begleiter mit der Kalaschnikow sind die einzige Chance, in Bagdad unabhängig vom Militär zu arbeiten.

Die ersten Geschichten, an denen ich mit einem schreibenden Kollegen und einem Übersetzer arbeite, erzählen von der Zivilbevölkerung: Wie erleben Iraker den Krieg? Viele, die ich treffe, wollen fotografiert werden. Sie signalisieren mir: »Mach Fotos! Die Welt soll sehen, was uns hier passiert.«

Außerdem sind wir für aktuelle Berichterstattung zuständig. Fast jeden Morgen gibt es Bombenanschläge. Wenn es irgendwo geknallt hat, springen wir ins Auto und fahren hin. Da stehen aber oft schon Soldaten, die uns nicht durchlassen. Wir drehen also um, versuchen es von der anderen Seite, da sind wieder Soldaten, dann werden sie aggressiv, schießen in die Luft. Man ist den halben Tag unterwegs, völlig verschwitzt, wird beschimpft und hat am Ende genau null Bilder in der Kamera.

Das ist brutal, denn meine Leistung wird nur in Fotos gemessen. »Was mache ich hier?«, denke ich. »Ich könnte zu Haus bei meiner Freundin sein.« Wichtig ist, weiterzumachen. Irgendwann wird's schon klappen.

Insgesamt bin ich elf Monate im Irak, mit Unterbrechungen. Als ich nach Hause komme und zum ersten Mal ein Foto von mir auf Seite eins der *New York Times* sehe, ist das ein besonderer Moment. Dabei geht es mir eigentlich um die Sache: Die Menschen auf den Bildern sind wichtiger als der Mensch hinter der Kamera. Aber ich kann mich von der Genugtuung nicht frei machen. Das Gefühl ist wunderbar.

Wenn die Bilder gedruckt sind, ist meine Arbeit getan. Alles Weitere liegt nicht in meiner Hand. Ich kann Kriege nicht verhindern, aber ich will darüber informieren, auch über die schrecklichen Seiten. Wenn wir uns jetzt nicht zwingen, hinzuschauen, können wir uns später nicht erinnern. Was wir nicht sehen, dagegen können wir nichts tun.